

Annas Ehe.

Roman von Joh. von...

(6. Fortsetzung.)

Ueber sein hübsches, männliches Gesicht ging ein freundliches Lächeln. Wer hätte das gedacht, gnädiges Fräulein, als wir bei Ihrem Herrn Papa in Quartier logen, daß wir uns noch einmal auf Sommerhagen treffen würden! Wie geht es Ihrem verehrten Herrn Papa und Ihrer Mama — wie war sie fürsorglich! — es geht gut!

Es waren die gegebenen, landschaftlichen Worte. Ursula klang sie wie Musik. Der Schreibstift stand am Fenster. Es war ein ausfallender Diplomatentisch, und über ihn hinweg sah man durch das Glas weit hinaus auf das Meer.

Die still abfallende Küste war von hier nicht sichtbar. Die höchste Linie des sich wellenförmig hebenden Geländes schnitt für das Auge scheinbar alles Land ab. Hinter dieser Linie, die grün war, weil sie an einer Koppel mit Winterfeld sich einschlang, streckte sich unermittelt das grenzenlose Meer.

Erstgenau und glanzlos sah seine Stirn, schwarzes Gewoll stand über ihm am Himmel, und gerade strich aus einer rauchgrauen, bizarr zusammengehüllten Wolke ein dichter Regen herab. Es sah aus, als seien Meer und Gewoll durch einen etwas schräg hängenden, glatteisernen grauen Schleierstreifen miteinander verbunden. Und da die Regenwolke vor dem Winde herzog, schob sich der Schleierstreifen immer mit.

Noch weit vor ihm trach ein Dampf, klein wie ein Spielzeug anzusehen, aber die eisengraue Fläche. Aber der Schleierstreifen kam ihm nach, rühte ihm näher und schied endlich über ihn hin, um ihn dann hinter sich zu lassen.

Stephan sah, in tiefe, schwere Gedanken versunken, diesen Schauspiel eine Weile zu. Dann nahm er die Feder: „Einzig Geliebte! Nun bin ich wieder in Deiner Nähe. Mein Herz schlägt in hehrer Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ich Dich wiedersehen werde. Ich sehe Dich an, sei morgen nachmittags drei Uhr an der bekannten Stelle. Wir werden uns nicht lange mehr heimlich zu sehen brauchen. Ganz und gar bin ich mit bewußt, was ich meiner künftigen Gattin schreibe. Ich werde diesmal Sommerhagen nicht verlassen, ohne bei Deinem Vater um Dich angehalten, ohne dem Grafen Burghard die Wahrheit gesagt zu haben. Zwei Jahre schon dauert dieser, Deiner und meiner gleich unwürdige Zustand. Er soll ein Ende nehmen.“

Aber Du liebe, Vertrauende, Geduldige weilt, daß weder Freizheit noch Mangel an Liebe die Schuld daran tragen, daß ich Dich seit zwei Jahren immer wieder bitten mußte: warte, hoffe!

Von dem Augenblick an, wo sich unsere Herzen fanden, habe ich rastlos getrebt, mit einer Ertüchtigung zu verschaffen, die mir gestattet, ein Weib zu erziehen. Den bunten Haas auszugleichen, bevor eine andere Stellung gefunden war, hatte keinen Sinn und hätte unsre Lage nur noch mehr erschwert. Im Gegenteil weiß ich, daß ein noch aktiver Offizier viel eher Chancen hat, sich irgendwo zu lancieren, als einer z. B. kein Schritter ist unversucht gelobten. Alles war umsonst.

Ein bescheidenes Infantieroffizier hat es eben zu schwer, wenn er ohne Protektion etwas will. Es gibt zu viele, die gleich mir, aus Liebes- und Finanzgründen den Beruf wechseln möchten. Bei Krupp, auf den großen Schiffswerken, in großen Geschäften und Lehranstalten und bei allen vorwärtigen Unternehmungen werden die Offiziere der „wissenschaftlichen Waffen“, Artilleristen und Pioniere, bevorzugt. Auf großen Gütern, an Gestüben stellt man lieber Kavalleristen an.

Auch mein letzter Versuch, als Ingenieur ins Ausland zu gehen, wurde, von welchem Plan ich Dir schrieb und der mit Dein begüßendes Versprechen eintrug, mir überallhin folgen zu wollen — auch dieser ist gescheitert.

Ihre Lage war insofern günstiger, als ein ausreichendes Vermögen und eine völlige Unabhängigkeit in geistlicher Beziehung meiner Vermögen und bereits mündigen Mutter alle Entschlüsse ausführbar machten. Sie hatte nur mit Standesvorurteilen und moralischer Engstirnigkeit zu kämpfen.

Ich habe nichts. Meinen Zuschuß, den ich als Offizier brauche, erhalte ich von der Güte eines Verwandten. Dieser Zuschuß kann mit jedem Augenblick entzogen werden, wenn ich etwas tue, was mein Wohlthäter für vollkommene Torheit hält.

Graf Burghard ist ein guter und kluger, ein großmüthiger Mann. Verweigert er mir seine Protektion, durch die ich so leicht eine auskömmliche Stellung fände, verweigert er mir seinen Segen, so bleibt mir nur ein: mich scheinbar schwach zu fügen, heimlich meine Schwärze fortzusetzen und, haben sie nie Erfolg, zu warten, bis ich Hauptmann erster Klasse bin, um Dich heimzuführen.

Dieser letzte Gedanke ist so zweifelhaft, daß ich ihn nicht fassen will. Noch fünf, sechs Jahre warten — nein, nein!

Verzeih, daß ich Dir das alles noch einmal, immer wieder schreiben — aber diese Fragen sind der Inhalt meiner Lage und Wünsche.

Geliebte, ich küsse im Geiste Deine zarten Augen, die schon so viel geweint haben. Aber morgen, nicht wahr, morgen werden sie doch ein wenig lächeln, wenn sie mich sehen?

Also um drei Uhr am bekannten Platz. Immer und ewig Dein Stephan.“

Einmal hatte er den Brief geschlossen, als der hohe, langgezogene, dunkle Ton des Gong durch das Haus zog; in dem ersten Augenblick sah er sich; in dem zweiten Augenblick sah er sich zu zeigen.

Stephan steckte den Brief in die Brusttasche seines Fracks. Er wollte, nach dem Essen noch einmal unbedeutend entzünden und den Brief nach dem Postkasten tragen zu können, der sich am Verwaltungsbüro befand. Sein Schreiben im Behälter argwöhnlich, der in der Hand die Korrespondenzen der Schlossbewohner aufnahm, war ihm zu gewagt.

Auf der Treppe dem ersten Stock nach unten holte er Gräfin Herdele zu. Zierlich, grau, in Atlas und Spitzen, heiter und frisch schritt sie die Treppe hinab.

„Gut, mein lieber Junge, daß ich dich sehe. Nicht wahr, du wirst Ursula von Pallau zu Tisch führen. Du bist da so richtig recht aufgewandert.“

„Aber selbstredend,“ sagte er. Unten befanden sich schon die Reindecks und Ursula, diese in einem etwas zu reichlich besetzten hellblauen Seidentisch. Auch Weideroths sah wartend an, und Herr von Reindeck ging mit dem Grafen Burghard, in ein politisches Gespräch verwickelt, auf und ab. Die Baronin Weideroth gab Stephan einen Wink. Artig legte er sich neben sie in den Kirchenstuhl am Fenster links.

Sie sah wegen ihrer Körperfülle immer etwas breitere und hatte die Angewohnheit, ihre Hände auf die Arme zu legen. In dieser Stellung beharrte, neigte sie sich zugleich ein wenig nach rechts zu Stephan.

„Lieber Stephan, willst du nicht Fräulein von Pallau zu Tisch führen? Es ist ein ausgeglichenes Mädchen. Halte dich nur dazu. Der beste Rat, den man dir geben kann.“

Stephan wechselte die Farbe. Der Hinweis Herdelets war ihm natürlich und unüberdacht erschienen. Nun auf einmal begriff er. Welche peinliche Verlegenheit! Nein, viel mehr als das! Eine Gefahr! Denn wenn sich hier alle Tanten einig waren, daß Ursula von Pallau die passende Frau für ihn sei, so mußten diese alten Damen sich notwendig feindlich gegen seine Wahl aufstellen. Erstens vertragen die wenigsten Menschen eine Durchkreuzung ihrer Pläne und sind leichter zu Bundesgenossen zu gewinnen, wenn sie überhaupt noch seine eignen Pläne hatten, und zweitens sagte es ja der gesunde Menschenverstand, daß Ursula die vernünftigeren Partei bedeute. Wenn es in diesen Fragen nach dem Menschenverstand ginge.

Und um Ursulas selbst willen war es ihm schrecklich! Wenn man ihr etwas in den Kopf setzte! Das brave, liebe Ding könnte demüthigt werden. Von ihrer heißen Schwärmerei für ihn hatte er nichts gemerkt. Seine Gedanken waren eben zu sehr von der Geliebten erfüllt. Nur Anna aufstellende Schönheit und ihre Art, ihm zu begegnen, hatten ihn ein wenig beschäftigt. Von Ursula bekam er damals den Eindruck, daß sie ein besonders tüchtiges Mädchen sei. Mehr nicht.

Jedenfalls war sie aber viel zu gut, um irreführt zu werden. Er nahm sich vor, gleich bei Tisch in einer sehr, sehr zarten Form ihr anzudeuten, daß sein Herz nicht frei sei. Diese Form mußte ein günstiger Augenblick ihn finden lassen.

„Nun,“ fragte Greit Weideroth ungeduldig, „du antwortest nicht?“

„Selbstverständlich werde ich Fräulein von Pallau zu Tisch führen,“ antwortete er kurz. Sein Ton mißfiel der Baronin in hohem Grade.

In diesem Augenblick kam, vom Treppenhause her, Anna in die Halle. Mit ihr erschienen Wolf und Donal — — — Stephan sah, daß er von Weideroths erblich. Er bemerkte nicht, daß der Blick der Komtesse Herdele kummerdroll und beobachtend auf sein Gesicht gerichtet war. Er war beinahe songungslos und mußte sich stark zusammennehmen. Denn neben Anna stand die Geliebte. . . . Sie, an die er eben den langen Brief voll Hingebung und Sehnsucht geschrieben hatte, diesen Brief, den er noch bei sich trug.

Daß Sophie Schüller hier zuweilen freundschaftlich aufgenommen worden, wußte er ja. Er hatte sie hier in eben dieser Halle zuerst gesehen und kennengelernt. Aber daß die junge Gräfin so bald nach ihrer Anwesenheit in der Zeit und Stimmung finden würde, sich um die Tochter des angestrichenen Mannes zu kümmern, hatte er nicht vermutet.

In seinem Herzen schwoof eine wahre Hysterie von glückseligen Hoffnungen an. Wie warm und gut mußte Graf Burghard dem geliebten Mädchen gewonnen sein, wenn er schon in den ersten Augen auf Sommerhagen seine Gattin mit ihrem Dasein und ihren Schicksalen bekannt gemacht und ihr liebevolles Interesse dafür erregt hatte.

Daß umgekehrt Graf Burghard davon überredet gewesen war, von Anna einfach zu hören: „ich habe Fräulein Schüller zum Essen bitten lassen,“ ahnte Stephan nicht. Graf Burghard nahm diese Handlungsweise als eine Probe von Herzgüte, und deshalb erfreute sie ihn.

Komtesse Herdele aber erschrak. Da hatte Anna abnungslos eine Dummheit gemacht. Wie war sie nur darauf gekommen? So impulsiv, gutherzig, Einfälle sahen ihr nicht gleich.

Und lebhaft, wie Herdele war, ging sie gleich auf die eintretende Gruppe zu. Mit ihr Stephan, welcher der jungen Gräfin die Hand führte.

„Fräulein Schüller, mit der wir schon ein Viertelstündchen oben in meinem Wohnzimmer verplaudert haben, brauche ich wohl niemand mehr vorzuführen. Auch Sie haben schon das Vergnügen, lieber Normann?“

Er verneigte sich zustimmend. In Herdele legte die natürliche Herzgüte. Das schlanke Mädchen in dem einfachen weißen Wollkleid sah doch ruhend schön aus. So ein paar liebe, tauartige große Augen. Und das herrliche Haar. Und die feine Kopfform.

„Nun,“ fragte Greit Weideroth ungeduldig, „du antwortest nicht?“

„Selbstverständlich werde ich Fräulein von Pallau zu Tisch führen,“ antwortete er kurz. Sein Ton mißfiel der Baronin in hohem Grade.

In diesem Augenblick kam, vom Treppenhause her, Anna in die Halle. Mit ihr erschienen Wolf und Donal — — — Stephan sah, daß er von Weideroths erblich. Er bemerkte nicht, daß der Blick der Komtesse Herdele kummerdroll und beobachtend auf sein Gesicht gerichtet war. Er war beinahe songungslos und mußte sich stark zusammennehmen. Denn neben Anna stand die Geliebte. . . . Sie, an die er eben den langen Brief voll Hingebung und Sehnsucht geschrieben hatte, diesen Brief, den er noch bei sich trug.

Daß Sophie Schüller hier zuweilen freundschaftlich aufgenommen worden, wußte er ja. Er hatte sie hier in eben dieser Halle zuerst gesehen und kennengelernt. Aber daß die junge Gräfin so bald nach ihrer Anwesenheit in der Zeit und Stimmung finden würde, sich um die Tochter des angestrichenen Mannes zu kümmern, hatte er nicht vermutet.

In seinem Herzen schwoof eine wahre Hysterie von glückseligen Hoffnungen an. Wie warm und gut mußte Graf Burghard dem geliebten Mädchen gewonnen sein, wenn er schon in den ersten Augen auf Sommerhagen seine Gattin mit ihrem Dasein und ihren Schicksalen bekannt gemacht und ihr liebevolles Interesse dafür erregt hatte.

Daß umgekehrt Graf Burghard davon überredet gewesen war, von Anna einfach zu hören: „ich habe Fräulein Schüller zum Essen bitten lassen,“ ahnte Stephan nicht. Graf Burghard nahm diese Handlungsweise als eine Probe von Herzgüte, und deshalb erfreute sie ihn.

Komtesse Herdele aber erschrak. Da hatte Anna abnungslos eine Dummheit gemacht. Wie war sie nur darauf gekommen? So impulsiv, gutherzig, Einfälle sahen ihr nicht gleich.

Und lebhaft, wie Herdele war, ging sie gleich auf die eintretende Gruppe zu. Mit ihr Stephan, welcher der jungen Gräfin die Hand führte.

„Fräulein Schüller, mit der wir schon ein Viertelstündchen oben in meinem Wohnzimmer verplaudert haben, brauche ich wohl niemand mehr vorzuführen. Auch Sie haben schon das Vergnügen, lieber Normann?“

Er verneigte sich zustimmend. In Herdele legte die natürliche Herzgüte. Das schlanke Mädchen in dem einfachen weißen Wollkleid sah doch ruhend schön aus. So ein paar liebe, tauartige große Augen. Und das herrliche Haar. Und die feine Kopfform.

Stephan verzogte den Mund auf halber Höhe des kleinen Kruges. Nach einer kurzen Weile wandte er die Stelle, wo der Wassertrichter sich an das große, breite Wadengebiet schloß.

Es kam dem Manne vor, als regte sich etwas zwischen den Bäumen. Nun sah er es: eine Frau, die sich bald bückte, bald mit geneigtem Kopf wie suchend dahinschritt, aber dabei sich doch auf ihn zu bewegte.

Bald erkannte er sie. Es war Frau von Beauvais. Sie hatte ihn auch bemerkt und kam nun lebhaft in ihrer geträubten Art auf ihn zu.

„So allein, Herr Leutnant? Ich suchte Waldmeister, natürlich nicht zur Noth. So etwas können wir uns nicht leisten. Ich lege ja in eine kleine Kiste, dann riecht das ganze Zimmer danach. Parfüm kann ich mir nicht kaufen.“

Ihr Haar war zerstreut und hing ihr ums Gesicht. Die Strauchenteufel auf ihrem Hut hatte in irgend einem Anstöße der Monate alle ihre Krausheit verloren, wie stammjahne lagen ihre Rippen nun nebeneinander.

„Helfen Sie mir! Ich lag sie vor. Aber er hatte ja Eile und wußte sich ihr zu entziehen.“

Die Begegnung war fatal. Er sah sich noch lange Zeit nach der einen und anderen Seite um. Erst schien es ihm, als huschte da eine Gestalt hinter einen dicken Baumstamm. Aber dann bemerkte er nichts mehr. Schließlich mochte er der Frau eine Latz pumper Reugier doch nicht zutrauen und gab es auf, zurückzugehen.

Mit einem Male war es ihm, als hörte er einen murrenden, fest ershallenden Ton. Aber er konnte dem nicht nachhören und nachsehen; denn abwärts tauchte eine Gestalt zwischen den Bäumen auf, und sein Herz sagte es ihm: es war die Geliebte!

Der Platz, wo sie sich zu treffen pflegten, war eine halbrunde Lichtung im Wald, gerade am Rande des vorgedehnten Geleises. Vor ihr lag ein bewaldeter Hang hinab. Ueber die Wipfel hinweg sah man das grenzenlose Meer. Einige Bäume standen in der Reihe.

Das weite, große Bild der See, eingerahmt von Buchenwipfeln und Buchenstämmen, zog im Sommer die Badegäste von Lohme und Stubbenhammer her.

„Zwei Jahre lang,“ sagte Ursula, die immer wußte, wo Donat war und wo er tat. Alle lachten.

Da tat sich die Tür auf, die aus Annas Salon in die Halle führte, und Anna erschien. Langsam, ein wenig biegsam, lächelnd, sehr hoch aufgerichtet, kam sie.

Wieder mal zu viel Form, zu viel Beherrschung für zwanzig Jahre, dachte Stephan und beobachtete sie.

Aber sie sah nur, daß Anna die Reindecks mit vollendeter Viedenswürdigkeit begrüßte und dann Normann die Hand gab, ihm lächelnd aber freundlich sagend, daß sie sich freue, ihn als quasi Verwandten wieder zu sehen, nachdem man sich damals auf Pallau in frühlicher Mandoverzeit begegnet sei.

Stephan Normann verzogte sich tief und ehrfürchtig.

Innerlich bedeutete diese Begrüßung eine gewisse Erleichterung für ihn.

Die junge Gräfin war unendlich höflich, fast — er gestand es sich, als er dann in sein Zimmer ging — ein ganz klein wenig hochförmig in ihrem Verhalten. Aber so läßt, so jeder, so unbewegt! Und er hatte eine ferne, leise Furcht vor dieser Begabung gehabt; eine Furcht, die er kaum in deutliche Gedanken zu fassen wagte.

Damals, im Sommer, in jenen Mandovertagen, hatte es ihm manchmal so scheinen wollen, als ob in den blauen Augen der schönen Anna von Linstow ein besonderes Leuchten erwachte, wenn er zu ihr sprach. . . . Und als ob in ihrem Lächeln ein Loden sei und in ihrer Stimme ein Beben. . . .

Fast mit Angst, fast taub hatte er sich damals ungeschickter gezeigt, als er war. Denn es deutete ihm ein Betrachter, mit Mädchenherzen zu spielen. Er wollte auch nicht den wichtigsten Schritt einer Hoffnung erweisen, wo er nicht erfüllen konnte. . . .

Nun, als er in seinem altgewohnten Zimmer seine Sachen auspackte, nun schüttelte er den Kopf.

Nach dieser Begrüßung Annas war er ganz und gar geneigt, seine damaligen Eindrücke für Einbildung zu nehmen.

Mit dem Bedürfnis nach Ordnung und Behaglichkeit, das ihm inne wohnte, raumte er seine Sachen zu recht. Es war nun schon bald das fünfzehnte Jahr, daß er dies Zimmer als das seinige auf Sommerhagen betreten durfte. Von dem Tag an, wo Graf Burghard ihn sozusagen von den Gräbern seiner Eltern fortgeführt hatte, war das Heim des gültigen Mannes auch seine Heimat geworden. Von der Schule her, von der Fahrnißpresse aus und dann in allen Urlaubswochen lehrte Stephan auf Sommerhagen oder in Berlin oder in Ditra ein. Er durfte immer das Gefühl haben, im Grafen Burghard den liebevollsten Pflegevater zu besitzen, dessen Güte er um so höher bewerten mußte, als eine äußerliche Verpflichtung sie zu erweisen, gewiß nicht vorhanden war. Die Weideroths standen ihm im Verwandtschaftsgrad ober. Aber es war diesen niemals eingefallen, sich um ihn zu kümmern. Sie nahmen es zum Vorwand, daß sie die Vorgesicht von Stephanie Geyers Heirat nicht verzeihen und verzeihen könnten, um sein Geld für deren Sohn ausgeben zu müssen.

Erst nachdem sie sahen, daß Graf Burghard ein für allemal der Beschützer und Versorger des jungen Stephan geworden, entdeckten sie ihre verwandtschaftlichen Gefühle, die sich bei der Baronin ausschließlich in guten Ratschlägen äußerten. Bei jedem Zusammentreffen mit Stephan auf Sommerhagen hatte sie, seit er ihr

(Fortsetzung folgt)